



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Johannes von Müller und seine Zeit. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Johannes Müller und seine Zeit.

### 2.

Inzwischen wurden die Arbeiten an der Schweizergeschichte eifrig fortgesetzt; ein Foliant nach dem andern wurde excerpirt, und je mehr sich die Perspectives in die allgemeine Geschichte erweiterten, desto deutlicher wurde ihm das Colorit für die heimischen Zustände. „Die Geschichte der Eidgenossen,“ finden wir in seinen Notizbüchern, „ist eine Geschichte des Mittelalters, das Beispiel zu großen Sätzen über seinen Geist und seine Art.“ An seine Schwester 17. Dec. 1774: „Was mir Vergnügen macht, ist, daß ich vorsehe, wie bei der Herausgabe alle, welche mich nicht kennen, mich für einen alten Mann ansehen werden. Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt, und den jungen Bürgern von Bern oder Schaffhausen ihre Geseze und Ordnungen erklärt.“ Seine Studien wecken immer von Neuem den schlafenden Patriotismus wieder auf: „Ich gestehe euch unverhohlen, daß ich eine Zeitlang die Gefahr der Republiken mit Gleichgiltigkeit betrachtet und eines Fürsten Dienst vielleicht dem traurigen Dienst eines schwachen, kränkenden Vaterlandes vorgezogen hätte. . . aber wenn ich die Lehren und Exempel der alten Griechen und Römer, besonders auch der Engländer erwäge, so finde ich es ehrlicher und rühmlicher, der Wahrheit, der Tugend, der Freiheit auch in diesen Zeiten, da sie aus Europa vertrieben werden sollen, treu zu bleiben; das Vaterland so lang möglich durch Rath und That zu unterstützen zu trachten und wenn es untergehn sollte, die Freiheit auf entfernten Küsten zu suchen“ (3. Jan. 1775). — Diese letztere Reminiscenz aus dem Horaz wiederholt sich häufig. „Darum sollen wir in den Cantonen die angeborne Liebe der Freiheit unterhalten, damit, weil doch Europa untergeht, unsere Nation bedenke, daß unser Vaterland nicht ist, wo wir geboren sind, sondern wo wir frei sind; und also einst vor dem östreicher Joch in großen Haufen, die natürliche Freiheit im Herzen, die Waffen in der Hand, unsere Altvordern vor den Augen, die unterworfenen Alpen verlasse und einen andern Staat aufrichte.“ (An Bonstetten, 23. Dec. 1778).

„Mein Zweck ist nicht sowol zu erzählen, als anzuzeigen; nicht sowol zu lesen zu geben, als zu denken; nicht sowol die Aufmerksamkeit zu befriedigen, als dieselbe zu reizen. In allem trachte ich den unverdorbenen Theil der Nation bei derjenigen Vaterlandsliebe zu erhalten, welcher wir unser Dasein schulden.“ (An seinen Vater, 29. Jul. 1776). Die schönen Stellen der Alten

und Neuen zeichnet er auf; von jedem Actenstück macht er sich Notizen, auf jeder seiner Reisen führt er Tagebücher mit Beschreibungen und Empfindungen: „fast alles kommt hier und da in mein Werk.“ (7. Oct. 1777). Je ausführlicher er Woche für Woche über den Fortgang desselben berichtet, desto deutlicher wird die Mosaikarbeit. An seinen Bruder, 28. Nov. 1777: „daß du mich gleichsam treibst, bald zu endigen, wundert mich sehr; ich dächte, mit einem Denkmal, welches Jahrtausende lang vor den Augen der forschenden Nachwelt sein kann, sollte man sich nicht übereilen. Auch ist kein Capitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehre Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte.“ Um auch im Außern die Form eines Kunstwerks festzuhalten ließ er diesmal alle Notizen und Belege weg. Tronchin hatte ihm gerathen, das Buch französisch herauszugeben, weil es sonst keine Leser finden würde. Glücklicherweise ließ er sich dadurch nicht bestimmen, aber bei der damaligen Verwilderung der deutschen Prosa leuchtete ihm mehr und mehr die Wichtigkeit eines erhöhten, über die gemeine Sprache des Alltagslebens hinausgehenden Stils ein, für ein Werk, welches den Ruhm der Nation der Nachwelt überliefern sollte. \*) Wie Klopstock für die neue Poesie, suchte er für die künstlerische Prosa das Muster bei den Alten, und damals war Tacitus seine liebste Lectüre. „Gegenwärtig lese ich zum dritten Mal den Tacitus; ich finde ihn bei weitem nicht mehr den gleichen, als beim ersten Durchlesen, denn je öfter er gelesen wird, desto mehr Stärke und Schönheit, desto mehr Superiorität über alle, welche in alten und neuen Zeiten Historie geschrieben haben, entdeckt man in diesem tief sinnigen und schweren Schriftsteller.“ (20. März 1776)\*\*)

Von Mitte September 1779 wandte er, ohne alle andere Zerstreuung, jeden Augenblick an, endlich den ersten Theil der Schweizerhistorie zum Druck zu rüsten, „welches (schreibt er seinem Bruder) mir so vorzüglich gelungen, daß er allem Vorigen in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden ist. Er endigt mit 1388.“ Auch die Vorrede an Bonstetten, auf die er große Mühe

\*) Aus zahlreichen Stellen nur eine, an Bonstetten, Anf. 1775: „Dieser Rousseau lehrt mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibniz geschrieben, von Leibniz und Voltaire bis hierher räsonnirt, so will denn ich — sprechen: In unsern Alpen rollt der Donner —“ u. s. w.

\*\*\*) Später nahm er es sehr übel, wenn man ihn einen Nachahmer des Tacitus nannte; fortwährend kommt er darauf zurück, z. B. 20. Jan. 1782: „Die Begierde, zu schreiben wie Tacitus, wenn sie mir gleich von mehreren und rühmlich zugeschrieben worden, ist gänzlich unbegründet; ich habe diesen Schriftsteller seit 1776 nie, damals aber nur einmal gelesen.“ So schnell vergaß er!

verwandte, wurde am 7. Dec. fertig: „eine Beschreibung meiner Vorgänger, ein Abriß der Veränderungen von Europa bis auf den König von Preußen, ihn eingeschlossen.“\*) „Der Paragraph über Friedrich, den z. B. Tronchin verabscheut, ist mir vom Herzen abgedrungen; es wäre niederträchtig, das große Beispiel eines Mannes, der durch unausgesetzte Anstrengung es unter allen Helden seit Cäsar am weitesten gebracht hat, wegen persönlicher Betrachtungen nicht vorzustellen.“ — Das verdrießlichste Geschäft war noch, für den Druck der Geschichte zu sorgen. Nicolai hatte sich geweigert, auch die züricher und berner Buchhändler hatten Bedenken wegen der Censur. Es gehört doch auch zur Geschichte der freien Schweiz, wenn Füßli S. 125 berichtet, eine kräftige Darstellung der schweizer Großthaten des 14. Jahrhunderts d. h. die Aufzählung der wahren Ursachen, warum die ungleich kleinere Zahl unsrer Aelternväter die Oestreicher besiegt u. s. w., hätte zu den verbotenen Dingen gehört, und sei mit der allgemeinen Formel beseitigt worden: man müsse den alten Mist nicht aufrühren! Wer wird es Müller verargen, wenn er 20. Febr. 1778 schreibt: „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz sei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit schreiben dürfte!“ Endlich besorgte Bonstetten den Verlag in Bern (der falsche Druckort Boston wurde angegeben); nach Beendigung seines Collegiums reiste Müller 21. Mai 1780 dahin ab, um den Druck zu besorgen, der Ende Juli vollendet wurde. „Mein Buch ist ungemein schnell aufgekauft worden,“ schreibt er 9. Sept., „καλοὶ καραδοὶ haben es mit Vergnügen gelesen, andere beseufzet, einige den Zorn des Hauses Oestreich, andere den der — befürchtet“ u. s. w.

Nachdem der Druck vollendet war, begleitete Bonstetten seinen Freund nach Schaffhausen, dort trennten sie sich im Anfang September 1780 und Müller, in seiner Ungeduld der Schweiz im höchsten Grade überdrüssig, machte eine Reise durch Deutschland, bereits mit der geheimen Absicht in Berlin eine Anstellung zu suchen. Er hatte Friedrich nie aus den Augen verloren, und die Erwähnung desselben in der Vorrede war nicht ganz ohne Nebenabsicht. Sie hatte auch ihre Wirkung gethan und in Halberstadt, wo er zuerst bei Gleim Rasttag machte, war alles voll seines Ruhms. In Potsdam wurde er einige Tage durch ein Augenübel aufgehalten; da er nun wußte, daß der König keine deutschen Bücher las, gab er einen kleinen Band historischer Versuche französisch heraus, die einen Auszug aus seinen Vorlesungen über all-

\*) „Wenn ich dieses Buch nun betrachte,“ schreibt er 7. Dec., „scheint es freilich nicht ganz schlecht.“ Indessen bemerkt er 14. Jul. 1780: „es begegnete mir, daß ich durch Verbesserungsbegierde einiges verdarb: nämlich aus Begierde, kein unnützes Wort einfließen zu lassen, strich ich verschiedene aus, die zur Klarheit oder Bälligkeit der Schreibart beigetragen haben würden . . . es ist mir sehr leid.“

gemeine Geschichte, \*) Betrachtungen über Bern und eine Schilderung der genfer Unruhen enthielten. Ende October ging er nach Berlin. Die Stadt imponirte ihm im hohen Grade. Von Merian, an den er zunächst empfohlen war, wurde er auf das freundschaftlichste aufgenommen, den Ministern, namentlich Herzberg und Zedlitz vorgestellt, und täglich wuchs die Zahl seiner Bekanntschaften. Eine Zeitlang suchte man ihn für die Freimaurer zu gewinnen. Auch der Prinz von Preußen interessirte sich für seine Schriften, man sprach bald von einer Stelle bei der Akademie, bald von einem diplomatischen Amt. Alles kam darauf an den König zu gewinnen und dazu reichten die gewöhnlichen Behörden nicht aus, man wandte sich an den Präsidenten der Akademie. — Alembert schrieb an den König, 9. Febr. 1781: „Man hat mir gemeldet, es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweiz in deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte ins Französische übersetzt, sie sei voll Philosophie und voll dreister Wahrheiten; der Verfasser sei im Stande, Französisch zu schreiben, habe Lust, sich in den Staaten Ew. Majestät zu fixiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen, wenn Ew. Majestät für dienlich hielten, ihn bei derselben aufzunehmen; er werde sich anfangs mit einem mäßigen Gehalt von 400 Thlr. begnügen, bis er durch seinen Fleiß verdiene, eine ansehnlichere Belohnung zu erhalten.“ Infolge dessen ließ der König ihn kommen, 12. Febr. 1781. Diesen größten Tag seines Lebens — einen ausgenommen — hat Müller in den gleichzeitigen Briefen mehrfach beschrieben; am frischesten an Bonstetten . . . Je fus devant lui. Sa physiognomie semblaît d'abord cachée; je ne pus la saisir; mais bientôt, je ne sais à propos de quelle chose que je disais, le roi leva la tête, sa physiognomie fut comme celle du dieu de Cithère: Bonstetten, je n'ai jamais vu de vieillard plus jeune, jamais des yeux plus vifs, des traits plus fins, un visage plus doux. O Frédéric, Frédéric, je ne t'oublierai jamais tel que je te vis dans ce moment divin; dussé-je vivre cent ans et ne te revoir jamais, je me souviendrai toujours que j'ai vu César et Alexandre! Je suis amoureux du roi. J'ai les yeux baignés de larmes en t'écrivant ce que tu vins de lire. De quoi ne parlait-il pas? u. s. w. Il parle de tout avec infiniment de grace et d'esprit, avec une dignité dont je ne m'aperçus qu'après l'avoir quitté, mais surtout avec une bonté enchantresse. Als Müller heraus kommt, ist er so trunken, daß er niemand erkennt: je ne pus pas lier deux phrases. J'étais comme hors de moi-même. Et à présent je suis inconsolable, je voudrais presque ne l'avoir jamais vu, puisque je ne puis pas le voir toujours. Dann: Je ne puis me con-

\*) Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen âge, eine ziemlich trockne Uebersicht nach künstlichen Gesichtspunkten.

soler; le regard de Frédéric a pénétré dans le fond de mon ame. J'irai demain voir le husard de la chambre, je le supplierai de me faire revoir le roi, s'il est possible, pour un instant u. s. w. \*) Das Gefallen war nicht gegenseitig. „Ihr Herr Meyer, antwortet Friedrich 24. Febr. 1781 an Alembert, ist hier gewesen; ich gestehe, daß ich ihn sehr für das Kleine fand. Er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wiederholt, was andere besser als er gesagt haben. Will man bloß nachschreiben, so wird man die Zahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publicum etwas gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder es überläßt sich der Imagination, oder, was noch besser ist, es wählt interessante und neue Gegenstände. Allein unsern Deutschen ist das Uebel eigen, welches man Logon Diarrhoia nennt; eher würde man sie stumm, als sparsam mit Worten machen.“ \*\*) Alembert war viel zu sehr Hofmann, um nach einer solchen Erklärung noch ein Wort zu verlieren; ohne dem Betreffenden seinen wahren Namen wiederzugeben, antwortet er 20. März 1781: „In Ansehung des Urtheils, welches Ew. Majestät über den Herrn Meyer, dessen ich gegen dieselben zu erwähnen die Ehre hatte, gefällt haben, verlasse ich mich ganz auf Ew. Majestät. Man hatte mir Wunderdinge von ihm geschrieben. Nun bin ich von seinem Werthe vollkommen unterrichtet und sehr ruhig über den Entschluß, den Ew. Majestät feinetwegen fassen werden. Sehr gern glaube ich, daß die deutschen Gelehrten noch ziemlich an der Unpäßlichkeit leiden, die Ew. Majestät so scherzhaft einen „Wortdurchfall“ nennen. Diese Gelehrten dürften nur öfter und aufmerksam Ew. Majestät anhören, oder vielmehr hinhorchen, um von derselben zu lernen, um das zu sagen, was und wie man es sagen muß.“ —

\*) Noch aus Wien, 16. Nov. 1799, schreibt er über Friedrich: „Er war, der er sein sollte; er hatte den Sinn seines Amtes und seiner Lage. Wo ist einer wie er! Eine Revolution und er! wie hätten die zusammen sein können! durch die Kraft seines Spottes, durch den Flammenblick seiner großen Augen, durch das Wort seines Gebotes wären sie zerstreut worden, die Urheber, und mütterseleunnacht in all ihrer Mittelmäßigkeit und Büberei da gestanden, wie die ersten Eltern nach dem Apfelsiß. Gott sei Dank für den 12. Febr. 1781! Da sah ich einen König.“

\*\*) Als nach des Königs Tod die Briefe gedruckt wurden, war M. natürlich sehr betroffen, und man wird ihm nicht verargen, daß er einen Augenblick (Vgl. die Briefe an s. Vd. 18. Oct. und 2. Nov. 1788) an seinem Helben mäfelte; doch faßte er sich schnell, und nicht bloß seine Anzeige der Oeuvres posthumes in der Allg. Lit. Zg. No. 48—52 ist würdig, warm und gerecht („Wo ist nun das Land, wo das Volk und das Jahrhundert, das stolz sein dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben, ja das stolz sein dürfte auf einen größern Mann!“); sondern auch in seinen spätern Büchern schwindet jede Bitterkeit. — Das Urtheil des Königs scheint durch den Abbé Duval Pyrau irgeleitet zu sein; vgl. den Brief an Gleim, 24. Febr. 1781.

Unter diesen Umständen stand Müllers Hoffnungen freilich eine arge Enttäuschung bevor. Man hielt ihn einige Tage hin, dann bot ihm Zedlig am 17. März eine Lehrerstelle mit 200 Thlr. an demselben Gymnasium an, dessen Rectorat ihm vor neun Jahren war angetragen worden. An höflichen Versprechungen für die Zukunft fehlte es nicht, aber der Rath Gleims bestimmte ihn doch, vorläufig abzureisen. Er war nicht in geringer Verlegenheit, denn in Genf hatten seine historischen Versuche böses Blut gemacht; seine Schilderung der schweizer Demokratie hatte sehr bittere Gegenschriften hervorgerufen, in denen man ihn beschuldigte, ein Schmaroger der Aristokratie zu sein, und so war ihm die Rückkehr unbequem. Doch wirkten die neuen Eindrücke immer noch so stark, und seine Hoffnung, das Mißverständnis werde sich bald lösen, war noch so rege, daß ein ernster Verdruß nicht aufkam. Er schied aus Berlin in einer Mischung von Behmuth und Entzücken. *Tout me semblaît affreux, parce que ce n'étoit plus Berlin; mon ami, je n'ai de ma vie été aussi heureux qu'à Berlin. La raison fait le caractère de l'esprit national; quant aux plaisirs, c'est leur séjour. On ne voit partout que de la grandeur u. s. w.* In Braunschweig wird er vom Herzog, an den er durch den Prinzen von Preußen empfohlen war, sehr zuvorkommend empfangen; Lessings Stelle ist schon besetzt, aber man will ihn noch einmal aufs wärmste in Berlin empfehlen. Es sind lauter Festtage; endlich muß er doch scheiden; er kommt durch preußisches Gebiet. „Wie lachte mein Herz beim Anblick des ersten Zollhauses auf diesem gesegneten Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben.“ (29. März) Dann in Halberstadt selige Tage mit Gleim, der ihm auch praktisch aus aller Verlegenheit half, mit Göttingh, mit Schmidt, „dem deutschen Petrarca“. Man spricht nur von dem Glück, ein Preuße zu sein; Genf ist in Verachtung. Aber — „soll ich Dir es bekennen, Bester! (11. April) Ich vergesse über Halberstadt Berlin, und über den Musen die Prinzen.“ So kommt er nach Kassel; schon von Braunschweig aus hatte er an den Landgrafen geschrieben. Die Unterhandlungen mit Schlözer über Göttingen hatten sich zerschlagen. Kaum angekommen, ist sein Herz aufs neue erobert, dies Mal durch den hessischen General Schlieffen; er schreibt schon den 26. Mai: „Aus Besagtem ist leicht einzusehen, daß ich gern ein Hesse würde . . . Es ist wahrscheinlich, daß ich die übrige Zeit meines Lebens hier zubringen werde;“ und von Friedrich, dem größern Cäsar: „Er ist gut gesinnt; aber sein Staat, glaube es mir, nun ich abwesend freier spreche, ist wahrhaftig noch nicht fest gegründet.“ — Bei dieser Stimmung ist es um so begreiflicher, daß er in Kassel blieb, da ihm auch Schlözer die Nothwendigkeit eingeschärft hatte, ein festes Amt zu suchen. Schlieffen schaffte ihm eine Pension von 400 Thlr.,

wofür er die Verpflichtung übernahm, die Vorlesungen über allgemeine Geschichte zu wiederholen, und von Zeit zu Zeit die antiquarische Gesellschaft, an deren Spitze der Landgraf stand, durch eine beliebige Abhandlung zu unterhalten; die Professur in Schaffhausen gab er seitdem auf. Man war sehr höflich gegen ihn und er schrieb in der ersten Freude an Bonstetten: „Ich bin wie neu geboren; ich gleiche der Mainatur.“ Selbst die militärische Wirthschaft entzückte den Republikaner, der in seinem Auditorium nichts als Uniformen vor sich sah.\*) Von dem zerstreuten Leben in Genf und Berlin konnte er sich nun erholen, er nahm auf das eifrigste seine Studien wieder auf und verkehrte enger nur mit Schlieffen.

Und Schlieffen handelte an ihm als wahrer Freund. Mit der Wärme echter Zuneigung verband er die Strenge eines Mannes, der bestimmt weiß was er will und der auch an dem Freunde Wankelmuth nicht duldet. Zuerst munterte er ihn auf, seine sehr reiche, aber zerstreute Lectüre einer strengen Regel zu unterwerfen. Von dieser Zeit an bis 1792 hat Müller mit bewundernswürdiger Ausdauer sämtliche Schriftsteller des Alterthums in chronologischer Reihenfolge durchgelesen und excerptirt, nicht etwa bloß die Historiker, sondern Dichter, Philosophen, Grammatiker, kurz die gesammte Literatur. In seinen Hefen war ein Schatz von Gelehrsamkeit, über den in diesem Umfange vielleicht kein Schriftsteller jener Periode disponiren konnte. Als er den Homer studirte, machte ihn Schlieffen zugleich auf das Nibelungenlied aufmerksam, das damals mit seiner Unterstützung nebst andern Werken des deutschen Alterthums zuerst in Berlin herausgegeben wurde. Er gab ihm über die Geheimnisse des Kriegswesens erwünschte Aufschlüsse; sein Hauptverdienst aber lag darin, daß er ihn aufmunterte, fortan deutsch zu schreiben und die Arbeit an seiner Schweizergeschichte mit größerem Ernst wieder aufzunehmen. Das Mißvergnügen, das einzelne Partieen dieses Buchs in Bern und Zürich hervorgerufen, hatte Müller sehr verstimmt; am empfindlichsten war ihm eine Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (wahrscheinlich von Spittler, der ihn immer sehr scharf kritisirte) wegen ihres von oben herabsehenden Tons, und er schrieb (9. Jan. 1781) an Schlözer, den er für den Mitschuldigen hielt, er sei von seiner Unfähigkeit überzeugt, und wolle der Schriftstellerei gänzlich entsagen.\*\*)

\*) In allen Briefen rühmt er die Aufmerksamkeit seiner Offiziere: „Auch Abends bringe ich eine oder zwei Stunden im Clubb mit vielen Offizieren zu: denn das gestehe ich, daß ich zum Offizier allezeit noch eine besondere Vorliebe habe; dieser Stand ist fast noch allein offen, unerschrocken, treugesinnt und unsern Voretern ähnlich.“ Damals legte er sich auch mit großem Eifer auf die Kriegswissenschaft.

\*\*)

\*) Schlözer antwortete ihm (16. Jan. 1781) als gebildeter und erfahrener Mann, indem er ihn wegen seiner Empfindlichkeit verspottete; das gute Verhältniß scheint sich aber nicht wieder hergestellt zu haben. W. schreibt von ihm, 22. März 1779: „Zur Staatsrechnenkunst

der Franzosen, namentlich Voltaires, gegen den Stoff und die Form seiner Schweizergeschichte eingenommen; er war geneigt, sie aufzugeben. N'est-il pas désolant, schreibt er an Schlieffen 29. Jan. 1782, de consumer mes forces à me traiter comme une tortue [au pied des glaciers, tandis que d'autres, avec bien moins de peine que ne me content ces ingrates recherches, se sont élancés en fiers coursiers dans les plus beaux siècles de l'histoire du genre humain . . . Vous ne savez pas combien les détails que je dois examiner sont fatigans, combien j'aurais besoin d'être soutenu par l'espoir d'intéresser et combien je trouve mon sujet peu propre à soutenir cette espérance. Wenigstens will er den ersten Band ins Feuer werfen, und an ein neues, abgefürztes Werk gehn. Je relirai alors tous mes extraits, et sans m'arrêter au détail des droits qui n'intéressent que les vieilles perruques du sénat de Berne, je ne saisirai que ce qu'il y a de piquant. — Es ist Schlieffen sehr hoch anzurechnen, daß er diese Zweifel zerstreute, und ihm zu erneuter Arbeit wieder Muth machte.

Am 14. Aug. 1781 hielt Müller seine Antrittsrede. Man sieht ihr die mühsame Arbeit an. Die Sprache ist feierlich, die Perioden nehmen kein Ende, die häufig ganz unverständlichen Anspielungen erstrecken sich auf das Gesamtgebiet der Geschichte. Alle Fehler, die man der Schweizergeschichte vorgeworfen, finden sich im verdoppelten Maß. Incorrectheit und Dunkelheit des Stils, Verworrenheit in der Verbindung der Ideen; dabei merkt man, daß die erhabene Stimmung künstlich gemacht ist, und wird nur selten durch einen bedeutenden Gedanken entschädigt.\*) Zum Schluß wird das Program der neuen Vorlesungen mitgetheilt. Die Grundlage derselben waren die genfer Manuscripte, doch mit unzähligen neuen Excerpten und Reisebeobachtungen bereichert und in der Form noch mehr zusammengedrängt. „Alle meine alten Vorstellungen werden gleichsam wieder in den Tiegel gebracht; ich sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft.“ Auch die preußische Geschichte wird diesmal ausführlich erzählt. „Es ist eine Zeit erschienen, sagt er beim Uebergang in die moderne Geschichte, welche an

hat er Gelehrsamkeit genug, nicht aber genug Seele, um Nationen zu bewegen zu theilen, die die Staatsrechnkunst verneinen.“ Noch mehr verstimmt ihn, daß ihm Schlözer einen Artikel in den Staatsanzeigen wegen zu großen Lobes der berner Verfassung stark beschnitt. (Juni 1781.) Auch bei einem Besuch in Göttingen, Sept. 1781, wo er viel mit Heyne, Spittler, auch Bürger verkehrte, äußert er sich über Schlözer: „Er ist gelehrt, aber wirklich ohne Geschmaç, und ohne ein gewisses Gefühl, das im Leben anmuthig macht . . . in seinen Collegien gelehrt, aber ohne gravitas, ungezogen in Ausdrücken.“

\*) Bemerkenswerth ist die Stelle: „Daß der hierarchische Kolos, der sein Haupt in den Simmel verbarg, indessen sein Fuß die Erde erschütterte, auf das Wort einiger Fürsten fällt und bricht . . . dies zu sehen war uns vorbehalten; den Erfolg, welchen unsere Nachkommenschaft nicht stillschweigend bewundern, sondern mitfühlen wird, verhüllt unserm Blick die undurchdringliche Zukunft.“

Bewundernswürdigen Veränderungen und Anstalten, wie an Größe des politischen Schauplatzes alle vorigen Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt . . . Wann war ein Jahrhundert an Unternehmung reicher, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen menschlichen Geschlechts und Gährung aller Verfassungen, Religionen, Sitten, Künste und Wissenschaften lebhafter, aber auch drohender für unser künftiges Alter und für unsere Söhne und Enkel! denn wenn unter den gewalthabenden Monarchen ein einziger die Kriegskunst vernachlässigte, oder wenn in einer schwarzen Stunde drei oder vier des Umsturzes der europäischen Verfassung einig werden wollten, durch wen, wie könnte derselben Noth und Fall aufgehalten werden?“

Unter den kleinen Vorlesungen behandelt die bemerkenswerthe den Einfluß der Alten auf die Neuen. Der französische Stil ist freilich wie der deutsche, den sich Müller angeeignet hatte; die Worte, Sätze und Gedanken sind nicht selten erstaunt, sich zusammenzufinden, und der unruhige Hinblick auf die entlegensten Gebiete der Geschichte gibt der Darstellung etwas Verwaschenes. Aber die Lobrede auf die Renaissance, auf das Zeitalter der Medici und Leo's X. \*) ist nicht bloß geistvoll, sondern auch wahr empfunden: man versteht die Abneigung gegen die Reformation, durch welche das Aufblühen der Künste und Wissenschaften unterbrochen wurde. Par toute l'Europe, engourdie dans une épaisse barbarie, l'on commence à sentir quelques marques de vie, partout un torrent de lumières força la digue que lui opposaient les préjugés et l'ignorance; le goût du bon et du beau éclaira le monde: ces beaux jours durèrent jusqu' à ce que les controverses replongèrent l'Europe en 200 ans de barbarie. Alors les réformateurs, autant par indifférence pour tout ce qui n'était pas controversé, que par haine contre tout ce qui venait des couvens, détruisirent une foule de monumens d'antiquité. Cette grande et irréparable calamité. . . N'en déplaise aux réformateurs, mais le public édifié comme il doit être du Corpus theologicum de Heidegger, de la Summa Controversiarum de Hoornbeck, sait bon gré à Lorenzo, de nous avoir conservé Horace. Die Alten werden gegen den Vorwurf gerechtfertigt, republikanische Gesinnungen zu verbreiten; sie zeigen vielmehr, que le meilleur gouvernement est celui qui, fort par son principe, ne redoute ni la liberté du particulier, ni les ruses de l'ennemi, parce qu'il est fondé sur de bonnes armes et sur les lois d'une discipline exacte. Bei der unbedingten Anerkennung der Renaissance erklärt sich auch die Begeisterung für Machiavelli. De tous les grands hommes, Machiavel est celui qui a été

\*) Die italienischen Schriftsteller hatten ihn damals ganz gewonnen: „Ich finde einen einzigen Fehler in der Historie Italiens: nämlich sie macht gegen die deutsche, französische und fast alle andern Historien gleichgiltig.“

le moins compris et le plus calomnié. Tandis que les Pédans se morfondaient à exprimer en beau latin des choses futiles, et qu'ils écrivaient de gros livres sur les habillemens, les utensiles, les bijoux, l'étiquette et d'autres précieuses bagatelles de l'antiquité, Machiavel, sachant que l'art de régner doit être fondé sur une grande expérience dans les affaires modernes et sur une lecture continuelle de choses anciennes, fit pour le gouvernement civil et militaire ce que Descartes depuis a fait pour la philosophie naturelle. Il en établit les principes, non point sur des chimères spéculatives, sur un contrat social qui n'exista jamais, mais sur la pratique de tous les tems. Il observa que celle de ses contemporains n'était pas bonne; il le leur dit sans fronder les constitutions de gouvernement, avec la simplicité d'un homme de génie, avec la gravité d'un Romain. Im Gegensatz gegen die concrete Politik des Florentiners vertieft man sich jetzt in leere Abstractionen. Rien au monde est aussi nuisible dans les affaires d'état que l'ignorance de l'esprit primitif des usages et des loix: mais les philosophes trouvent plus commode d'imaginer des gouvernemens que d'étudier ceux qui existent; leurs spéculations, dépourvues de la lumière de l'expérience, ne valent pas mieux que les tourbillons de Descartes; plus on s'y applique et plus on se trompe sur les matières d'état; ces visions détruisent l'amour de la patrie; la vraie histoire fait que l'on ne s'étonne de rien, elle rend propre à tout.

J. S.

### Hungersnoth und Theuerungspolitik im Mittelalter.

Jedem, der einmal eine mittelalterliche Chronik aufgeschlagen, müssen schon die so oft wiederkehrenden Worte aufgefallen sein, valida famas, gewaltige Hungersnoth. Die beiden kleinen Worte verrathen uns nichts von der Größe des Uebels, für welches sie der Ausdruck sind, aber zuweilen fand doch ein Chronist so viel Muße, um ausführlich jene trüben Scenen zu schildern, die damals spielten. Solche Schilderungen haben wir aus allen Jahrhunderten von der Völkerwanderung an bis zur Reformation, und dieselben sehen einander wunderbar ähnlich; mögen sie von der Zeit Karl des Großen oder Maximilian I. erzählen, ein etwaiger Fortschritt, ein Besserwerden wird uns durch die mit der Zeit zunehmende Ausführlichkeit der Quellen verdeckt und immer enthalten diese Schilderungen Momente, welche jeden Vergleich mit unsern Zuständen als unstatthaft erscheinen lassen. Was haben wir nicht